

seit dem Beginn des 7. Jahrhunderts unter Papst Bonifacius III. Und so setzt die hier anzuzeigende Arbeit von Susan Wessel genau mit dieser Frage ein „What was it about Leo that made him ‚the Great?‘“ Es ist dieses Moment des wohlwollenden Staunens, welches das Buch von W. wie ein roter Faden durchzieht.

In acht Kapiteln untersucht sie Handlungsfelder, auf denen Leo während seines Episkopats wirksam wurde und fragt sich, wie kam es, dass Leo in die Kirchengeschichte als „Großer“ einging. Dabei bewegen sich insbesondere das zweite (The Idea of Justice and its Bearing upon Law and Mercy; S. 137–178) und dritte Kapitel (Suffering, Compassion, and the Care of Poor; S. 179–207) außerhalb des üblichen Blickwinkels auf Leo. Die Verf.in betont dabei dessen Bemühungen, durch Rechtssatzungen sowohl im kirchlichen als auch im weltlichen Recht Normen zu setzen, die bestimmt sind von der Rechtfertigungslehre, die für Leo nicht allein ein theologisches Instrumentarium ist, sondern ihre Umsetzung im kirchlichen Rechtsalltag zu finden hat. Dies zeigt sich in seiner großen Bereitschaft, bei Verstößen zu vergeben und zu verzeihen. Zugleich aber verweist Leo bereits in seinem ersten Brief an Septimus, Bischof von Aquileia, auf die kirchlichen Canones und Dekrete (ep. 1,1), die Bestand haben und umzusetzen sind. Dieses Rechtsempfinden, so W., findet sich in seinem gesamten Episkopat, wodurch er maßgeblich das kirchliche Recht vom römischen Recht hat bestimmen lassen und damit zu dessen Tradierung beitrug.

Doch nicht allein im innerkirchlichen Umgang lässt sich Leo vom Gedanken der Barmherzigkeit und des Mitleids prägen, sondern setzt die Barmherzigkeit insbesondere im Umgang mit den städtischen Armen um. Dabei postuliert W. mehr als sie belegen kann, dass die Voraussetzung für Leos Hinwendung bereits geschah, als er noch unter Papst Coelestin I. als Diakon tätig war. Deutlich arbeitet sie aber aus seinen Predigten und Briefen heraus, wie die Werke der Barmherzigkeit zugleich mit dem regelmäßigen Fasten als Zuwendung zur Welt und als Hinwendung zu Gott durch die christliche Gemeinde umgesetzt werden sollen. „Charity was, therefore, the only virtue that linked the celestial and terrestrial realms because it had the power to transform material goods into heavenly riches.“ (S. 206)

In den folgenden Kapiteln zeigt W., wie Leo in seiner eigenen Christologie (Kapitel 4), den Auseinandersetzungen um Eutyches und der Räubersynode (Kapitel 5) sowie dem Konzil von Chalcedon (Kapitel 7) sich von diesen beiden Grundgedanken prägen lässt: die

menschliche Natur Christi als Modell der Barmherzigkeit und des Mitleidens sowie die Durchsetzung des kirchlichen Rechts gegenüber den Häresien.

Im sechsten und achten Kapitel wiederum lenkt W. ihren Blick mehr auf das Wirken Leos innerhalb seiner römischen Kirche und den Herausforderungen durch die Völkerwanderung mit ihren Eroberungszügen gegen Rom. So steht für Leo der päpstliche Primat fest und auch in der Auseinandersetzung um den 28. Kanon des Konzils von Chalcedon, welcher die Gleichsetzung von Rom und Konstantinopel beschloss, erwies sich Leo in den kommenden Jahren als entschiedener Verfechter des römischen Primats, denn Rom befand sich in der Sukzession des Felsen Petrus, Konstantinopel dagegen war nur „Kaisersitz“. Zugleich macht Leo aber auch in dieser Auseinandersetzung deutlich, dass das kirchliche Recht nicht einfach wandelbar sei, weshalb immer noch die älteren Ansprüche des Konzils von Nizäa höher zu werten sind.

Wessel stellt in ihrem Buch Leo als entscheidungsfreudigen, oftmals kämpferischen römischen Bischof dar, der zum einen durch seinen Blick auf den Einzelnen, auf den Armen und am Rande Stehenden, der Kirche dazu verhalf, die Barmherzigkeit als Wesensmerkmal zu entdecken, da sie in Christi menschlicher Natur selbst sich offenbarte. Zugleich gelang es ihm durch eine Übernahme des römischen Rechtsdenkens dieses in das kirchliche Zeitgeschehen einzubinden. Die Autorin liefert damit eine anregende Studie über diesen Papst.

Heilbronn

Torsten Krannich

*Alberti Magni Ordinis Fratrum Praedicatorum De homine*, hrsg. v. Henryk Anzulewicz et Joachim R. Söder (Sancti Doctoris Ecclesiae Alberti Magni Ordinis Fratrum Praedicatorum Episcopi Opera Omnia. Ad fidem codicum manusccriptorum edenda apparatu critico notis prolegomenis indicibus instrumenta curavit Institutum Alberti Magni Coloniense Ludgero Honnefelder Praeside. Tomus XXVII Pars II De homine), Münster: Aschendorff 2008, LXXVI-709 S., 978–3-402-10105-6.

Zusammen mit *De sacramentis*, *De incarnatione*, *De resurrectione*, *De quattuor coaequevis* und *De bono* bildet das Buch *De homine* einen philosophisch und theologisch besonders wichtigen Teil der sogenannten „Summa Parisiensis“ bzw. „Summa de creaturis“, die Albert im Rahmen seiner Pariser



Lehrtätigkeit als Bakkalaureus und Professor (1243–1247) verfasste. Der erste Teil dieses Werks behandelt die menschliche Seele, den Körper des Menschen im Urzustand, die Art und Weise der Verbindung von Seele und Körper. Ein zweiter Teil ist dem ursprünglichen Ort des Menschen, dem Paradies, und der irdischen Welt gewidmet. 36 Handschriften überliefern diesen Text, dem eine zentrale Bedeutung für die Rekonstruktion der Theologie Alberts im Allgemeinen, und im Besonderen für die Untersuchung seiner Lehre vor seiner „Aristotelischen Wende“ (1248) zukommt.

Das Buch *De homine* hat in den letzten Jahren aus mehreren Gründen die Aufmerksamkeit der Forschung erregt. Henryk Anzulewicz hat in zahlreichen, verschiedenen Aspekten des Werks gewidmeten Beiträgen dessen Bedeutung in theoretischer Hinsicht aufgezeigt. Ferner hat Anzulewicz zusammen mit Joachim Söder den dankenswerten Versuch unternommen, die in *De homine* vertretene Lehre einem breiteren Publikum durch eine kommentierte zweisprachige Teilausgabe zugänglich zu machen, die in Meiners Philosophischer Bibliothek (PhB 531), Hamburg 2004 erschienen ist (einen Teil eines zweiten wichtigen Werks Alberts, das Buch über die Ursachen und den Hervorgang von allem aus der ersten Ursache hatte Hannes Möhle in der PhB 580, Hamburg 2006 veröffentlicht).

Es gibt noch einem weiteren Grund für das Interesse der Forschung an *De homine*: verschiedene Studien haben nämlich die Möglichkeit eröffnet, im ganzen Komplex der „Summa Parisiensis“ – zu der das Werk gehört – verschiedene Textbearbeitungsstufen und -schichten zu unterscheiden. Den ersten Schritt in diese Richtung machte Anzulewicz in seiner Dissertation, *De forma resultante in speculo des Albertus Magnus*, Münster 1999. Es folgten mehrere Aufsätze Caterina Rigos, darunter der wichtige Beitrag „Zur Redaktionsfrage der Frühschriften des Albertus Magnus“, *Subsidia Albertina* I, Münster 2005, S. 325–374. In der Einleitung zu dem erwähnten Band *De homine* in der Philosophischen Bibliothek hat Anzulewicz den Stand der Forschung zusammengefasst.

Es war allerdings bisher für die Forschung kaum möglich, all diese Informationen aus der Bonner Editionsworkstatt zu überprüfen. Solange man für den Text von *De homine* auf die Edition Borgnet angewiesen war, war eine wissenschaftliche Beschäftigung mit dem Werk kaum möglich. Die neuesten Forschungen Anzulewicz haben übrigens den Verdacht bestätigt, daß die Vorlagen Borgnets einem sekundären und sehr fehlerhaften Überlieferungszweig angehörten. Mit der Veröffentli-

chung der 700-seitigen historisch-kritischen Edition von *De homine* ändert sich nun die Lage der Forschung radikal. Die Editoren Joachim Söder (S. 1–256) und Henryk Anzulewicz (S. 256–595) legen einen Text vor, der zum ersten Mal in philologischer Hinsicht eine verlässliche Grundlage für Studium und Forschung bietet und der in philosophie- und theologiehistorischer Hinsicht durch eine analytische Quellenforschung die Koordinaten von Alberts geistiger Welt nachzeichnet.

In den ausführlichen Prolegomena (S. I–LXXVI) bespricht Anzulewicz die Fragen zur Echtheit, zur Form des Titels und zur ursprünglichen Struktur des Werks. Während die Echtheit unbestreitbar ist, bleibt *De homine* als Werktitel unsicher, umschreibt allerdings den Inhalt des Buchs ziemlich adäquat. Die Struktur, die man aus den früheren unkritischen Editionen Jammys (Lyon 1651) und Borgnets kennt, ist nicht ursprünglich und verschwindet aus dem neuen Band, um durch eine sehr moderne Unterteilung à la Wittgenstein ersetzt zu werden (etwa „1.3.3.3“, „2.2.1.5.2“ usw.). Da jedoch die verschiedenen Hauptteile des Textes nicht durchnummeriert werden, dient die numerische Unterteilung lediglich als Hinweis auf die Binnenstrukturierung des jeweiligen Hauptteils, und kann nicht bei Textziten benutzt werden. Man wird von jetzt an das Buch *De homine* ausschließlich durch den Verweis auf Seite und Zeile der kritischen Edition zitieren können. Bei allem Verständnis für das notwendige Distanzierungsbedürfnis von den früheren Editionen hätte man doch eine pragmatischere Lösung finden können, etwa durch eine ganz normale durchgehende Nummerierung der Hauptteile (Beispiele in diesem Sinne bieten sogar frühere Bände der Editio Coloniensis); dankenswerterweise haben die Editoren am Ende des Werks eine analytische Konkordanztafel zwischen den älteren Ausgaben und der kritischen Edition beigefügt. Ein Kapitel ist dem historischen Kontext des Werks gewidmet, es folgt eine synthetische Klassifizierung der benutzten Quellen (Heilige, Theologen, Philosophen), die den bereits außerordentlich weiten Horizont von Alberts Gelehrsamkeit zeigt.

Die Beschreibung der Handschriften (XVI–XXXII) umfasst 37 Vollkodices, die bekannte alte Zusammenfassung von Martin von Brandenburg, 15 Zeugen des Sondertraktats *De forma resultante in speculo* und weitere Kompilationen (darunter *De quinque potentiis animae*). Der Analyse der Überlieferung werden neun Seiten gewidmet (XXXII–XLI), aus denen hervorgeht, dass unter den sieben Handschriften aus dem XIII. Jahrhundert der von einer französischen Hand geschriebene



Kodex I (jetzt Ann Arbor, Alfred Taubman Medical Library, ms. 201) die beste Überlieferung darstellt („codici I, qui se praestiterit fidelissimum textus testem, locum principem attribuimus“, S. XLI). Angesichts der neuesten Hypothesen über die Möglichkeit, im Frühwerk Alberts verschiedene redaktionelle Schichten zu unterscheiden, hätte man sich mehr Information zu dieser Frage gewünscht. Vielleicht wird man durch spezielle Studien auch die rätselhafte Position der Hs. P (Paris. lat. 18127) in der Gesamtüberlieferung klären können. Doch ist und bleibt die Leistung der Editoren dieses stattlichen Bandes hervorragend. Zum ersten Mal steht der Albertus-Forschung ein wissenschaftlich benutzbarer Text zur Verfügung – ein strukturierter und interpretierter Text mit einer lesbaren Variantenauswahl, mit einer stets genauen und systematischen Quellenuntersuchung und mit einem guten und verständnisvollen Sachregister. Die theologie- und philosophiegeschichtliche Forschung hat mit der vorliegenden Edition von *De homine* einen wesentlichen Schritt nach vorne getan.

Lecce

Loris Sturlese

Divry, Édouard: La Transfiguration selon l'Orient et l'Occident. Grégoire Palamas – Thomas d'Aquin, vers un dénouement oecuménique, Paris: Pierre Téqui editeur 2009, 561 S., ISBN 978-2-7403-1442-5.

Noch ein weiterer Vergleich von Ost und West als der griechischen und der lateinischen theologischen Tradition anhand der beiden großen klassischen Referenzautoren Gregorios Palamas und Thomas von Aquin? Nein: Entgegen der ersten Vermutung, die sich gerade dem an der Ökumene mit den Ostkirchen interessierten und in der Fachliteratur bereits bewanderten Leser aufdrängt, ist diese Studie nicht ein „Thomas-Palamas-Vergleich“, sondern ein theologisches Experiment. Das Experiment des Dominikaners Édouard Divry, Fundamentaltheologe der Universität Lugano, besteht in einer ausdrücklich kreativen und versuchsweisen Reformulierung der palamitischen Transfigurationslehre innerhalb eines thomistischen Begriffsrepertoires.

Der Einsatz der Untersuchung ist bereits ungewöhnlich. In vertrauter Weise wird zwar die in der byzantinischen Theologie heute zentrale Transfigurationstheologie als eine Lichtlehre aufgefasst. Überraschend aber ist, dass die Einleitung im wesentlichen aus einer langen Auflistung von Heiligen der römisch-katholischen Kirche besteht, für welche hagiographisch Lichtphänomene wie Glänzen und Strahlen dokumentiert wurden, d. h. deren

äußerlich sichtbare „Erleuchtung“ in diesem Sinne bezeugt ist. Die diesen Einstieg generierende und die Gesamtuntersuchung motivierende These Divrys ließe sich formulieren: Auch die Heiligen des Westens leuchten. Ihr Leuchten ist in der lateinischen Tradition sogar bis in die Gegenwart hinein noch zahlreicher bezeugt als das von Heiligen im byzantinischen Raum. Wenn nun die Lichtlehre körperlicher Verklärung für die byzantinische Theologie so zentral ist, dann müsste man in diesem Bereich theologisch einen ökumenischen Berührungspunkt finden können. Aus der bekannten Tatsache, dass für die westliche Tradition bisher keine systematische Transfigurationslehre entwickelt ist, ergibt sich für den Autor die Aufgabe, eine solche als „Brücke“ (S. 477) zu formulieren.

Zu diesem Zwecke untersucht er den in der gesamtkirchlichen Tradition vorhandenen Bestand an Lichtlehre, sei es als systematisch entfaltete Lehre, sei es als Fragment, in Auswahl. Er beginnt diese Untersuchung bei den biblischen Grundlagen, als welche er alttestamentlich das Motiv des „leuchtenden Angesichtes“ und neutestamentlich die Verklärungssperikopen sowie die Stephanuserzählung der Apg wählt (Kap. 1), fährt fort mit einem kursorischen Durchgang durch die patristische Tradition von Irenäus von Lyon bis Dionysios Ps.-Areopagites (Kap. 2), und fokussiert dann die byzantinische Tradition in Gestalt von Johannes Chrysostomos, Maximus Confessor, Johannes von Damaskus und insbesondere Gregorios Palamas (Kap. 3) und die lateinische Tradition in Gestalt von Cyrill von Alexandria, Augustinus und schließlich Thomas von Aquin (Kap. 4). In zwei weiteren Kapiteln (Kap. 5 und 6) stellt er noch einmal Gregorios Palamas bzw. Thomas von Aquin in den Mittelpunkt, aber diesmal mit dem Interesse, bei jedem der beiden einen Zentralbegriff zu identifizieren, der sich zur bilateral konvertiblen Übersetzung eignet. Bei Palamas findet er das *enhyppostatón*, für Thomas den *quasi-habitus*. Im letzten Schritt (Kap. 7) vergleicht er auf dieser terminologischen Grundlage vorsichtig die Präsenz Christi in der Ikone mit der Präsenz Christi in den Heiligen.

Die Erprobung sowohl der Übersetzbarkeit des palamitischen Begriffs in thomistische Diktion als auch des Potentials einer thomistischen Transfigurationslehre gestaltet Divry mit einer für dieses Thema außergewöhnlichen Selbstverständlichkeit in gut scholastischer Manier: unter Einsatz des aristotelisch-thomastischen Instrumentariums, insbesondere unter Rückgriff auf die Ursachenlehre, entlang einer Reihe von Einzelfragen und unter Verwendung der Autoritätensitate mehr summarisch denn in der modernen Bedeutung des Wortes